Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen
Herausgeber: Bund Schweizer Architekten
Band: 69 (1982)
Heft: 6: gewöhnlich - alltäglich - trivial

Artikel: Trivialarchitektur - Alltagsarchitektur
Autor: Huber, Hermann
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-52673

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Hermann Huber

Trivialarchitektur – Alltagsarchitektur

Annäherungen an die Vorstellungen der Nutzer über die Wohnqualität ihrer Umgebung

Architecture ordinaire – architecture quotidienne

Trite architecture – everyday architecture

Architektur für den Alltag[1], gewöhnliche Architektur, einfaches Bauen, Architektur mit kleinem a: Verschiedene Tagungen und Diskussionen weisen darauf hin – die Profession möchte dem Alltag der Bewohner ihrer Werke näher auf die Spur kommen.

Die Annäherung ans Alltägliche hat aber ihre Schwierigkeiten: Zwar findet die Einsicht, dass es die Bewohner selber sind, die über die Qualitäten ihrer Umgebung am besten Bescheid wüssten, zunehmende Verbreitung. Es bleibt aber das Problem, dass sich diese Bewohner im allgemeinen nicht so direkt darüber äussern.

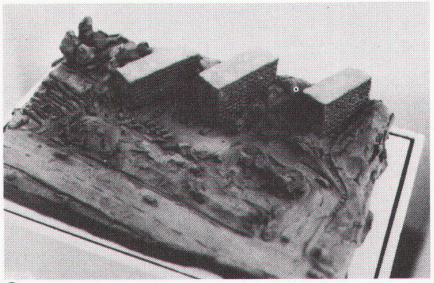
Ziel der nachfolgenden Ausführungen ist es deshalb, einmal festzustellen, was unter Trivialarchitektur verstanden werden könnte, und dann einige Aussagen darüber zu machen, wie Leute diese Bauten beurteilen, sei es, indem sie darin leben, sei es, indem sie sich dagegen zur Wehr setzen.

Was ist Trivialarchitektur?

Die sich spontan einstellende Assoziation: die Einfamilienhaushalden an unseren Sonnenhängen und die Wohnblöcke des Baubooms an Stadträndern und in Agglomerationsgemeinden, der Massenwohnungsbau der Nachkriegszeit. Ich werde mich im folgenden auf diese Mietwohnungen und ihre Bewohner beziehen.

Trivialarchitektur ist das Ergebnis ganz bestimmter Produktionsbedingungen von Wohnungen. Sie lassen sich grob mit folgendem Kreislauf[2] sich gegenseitig stützender Interessen und Einstellungen beschreiben. Beteiligt sind:

– Investoren, private und öffentliche, die sich an ihren Investitionsbedürf-



❶

nissen sowie an den Anforderungen rationeller Produktion, Planung und Verwaltung orientieren. Ihre Vorstellungen über die dabei zu realisierenden Wohnwerte bilden sie anhand von Annahmen über die Vorstellungen der künftigen Nutzer. Regulativ dieser Vorstellungen ist für sie der Wohnungsmarkt.

– Abnehmer, Mieter, die – mindestens auf den ersten Blick – einerseits durch Massenmedien und Werbung entsprechend konditionierte Wohnvorstellungen haben, andererseits notgedrungen durch eigene Anpassungsleistungen an den vom Anbieter dominierten Markt diesen in seinen Vorstellungen laufend zu bestätigen scheinen.

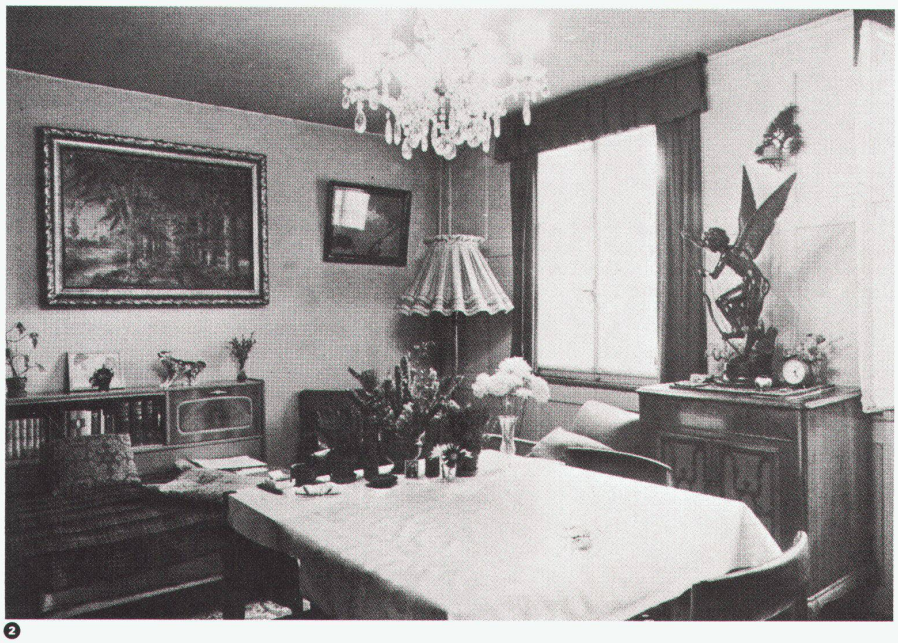
– Rechtliche Rahmenbedingungen, die von Postulaten der Charta von Athen über technische Standards der Berufsverbände bis zu Komfortvorstellungen der politisch mächtigen Schichten reichen.

– Architekten: Ihr Beitrag zur Produktion des Trivialen ist nicht unwesentlich. Die Konzepte der Moderne erwiesen sich als wenig resistent gegen Vermarktung. Waren sie erst einmal ihrer progressiven gesellschaftspolitischen Botschaft entkleidet, gingen sie bruchlos in den Verwertungskreislauf ein: Die Charta von Athen verkam zur Planungsgrundlage monofunktionaler Siedlungen am Stadtrand, das Postulat von Standardisierung, Typisierung und Massenproduktion, von Luft, Licht und Grün zum kranbahnbestimmten Block im Grünen. Das ästhetische Konzept von «Raum, Zeit, Architektur»[3] enthielt in seiner Abstraktheit wenig Widerhaken gegen die Banalisierung im technischen Herstellungsprozess. Das Bauen für das Existenzminimum schliesslich, ursprünglich erster Schritt zur mündigen Existenz in einer gerechteren Gesellschaft, verkam zum letzten in die perspektivlose Zelle im Bauboomblock. Das Selbstverständnis der Architekten, die ihr Tun ursprünglich als Vorwegnahme, als konkrete Utopie neuer gesellschaftlicher Bezüge verstanden, wandelte sich zum affirmativen Verhalten des technischen Dienstleistenden im Produktionsprozess, der die gesellschaftlichen Aspekte seines Tuns[4] nicht mehr reflektierte und sich den Anforderungen rationeller Bauplanung, -produktion und -verwaltung bewusstlos unterwarf.

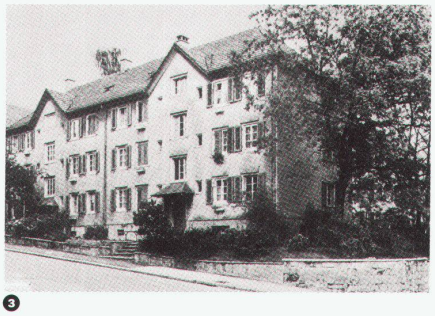
Im folgenden werden mit dem Begriff «Trivialarchitektur» die Produkte dieses Kreislaufs bezeichnet.

Dieser Kreislauf erzeugt aber nicht nur gebaute Umwelt, er teilt sie auch ein: in die laufende Produktion von Neubauten und Sanierungen, in Bauten, die *nicht mehr* in seinem Verwertungssog liegen, d.h. die alternden Neubauten der Nachkriegszeit, und in Bauten, die *noch nicht* in diesen Sog geraten sind, die aber jederzeit durch Erbteilung, Verkauf oder politischen Entscheid der Verwertung zugeführt werden können. Es sind dies die Altbaubestände in den Städten und Ortskernen, die sozusagen auf den «Wartelisten» der Verwertung stehen, entweder abgerissen und durch Neubauten ersetzt oder neuerdings auch trivial saniert werden. Damit zerfallen auch die Mieter in zwei Gruppen, deren Verhalten in bezug auf Trivialarchitektur recht unterschiedlich ist.

❶ Peter Fischli, David Hess: «Moderne Siedlung» aus: Der Alltag 1/1981, Foto: Jean-Michel Neukom



❷



❸

❹

Im folgenden werden nun die zum Teil sehr dezidierten Äusserungen von Mietern, die sich dagegen wehren, ihr Leben künftig in Trivialarchitektur zubringen zu müssen, mit den eher indirekt ablesbaren Lebens- und Überlebensstrategien derjenigen verglichen, die schon darin wohnen. Ich gehe dabei von der These aus, dass die ersteren durch ihre besondere Situation Einstellungen und Bedürfnisse äussern, die auch für die letzteren von Bedeutung sind. Unter den derzeitigen Lebensumständen der Leute im Block müssen sie aber oft unartikuliert bleiben.

Nahezu wöchentlich gehen Meldungen über Mietergruppen, die sich gegen aufwendige Sanierungen ihrer Wohnungen oder deren Abriss zur Wehr setzen, durch die Medien, deutliche Signale der Mieter über ihre Einschätzung des Wohnwerts ihrer Umgebung:

«Hier kann man wirklich noch wohnen. Und Wohnen heisst, dass man vertraut zusammensein kann. Sehen Sie, wir haben so ein gutes Verhältnis im Haus untereinander . . . – und das Schöne ist, dass jetzt auch wieder viele Junge hier wohnen, auch Kinder . . . Vor sechs Jahren wollten sie diese Häuser abreissen. Haben wir einen Kampf gehabt, dass wir hier bleiben durften. Damals haben uns auch Junge geholfen . . .» (Mieterin, 65.)[5]

«Aber in diesen Verhältnissen können doch Beziehungen eingegangen werden, ein soziales Geflecht entsteht, tragfähig, ein Gefühl von Geborgenheit stellt sich ein . . .»[6] «Wohnen ist für mich keine Nebensache, es gehört so wie eine gute Arbeit oder gute Beziehungen zu den ganz wichtigen Dingen im Leben. Hier haben wir die Möglichkeit, noch menschlich zu wohnen.» (Mieterin, 27.)[7]

«Schön ist einfach der Hof . . . Er ist eine Oase. Eine Oase für jung und alt. Wir Alten schauen zum Fenster hinaus, und die Jungen vergnügen sich unten mit Ballspielen und Braten. Die Wohnung ist gemütlich, vielleicht, weil sie altmodisch ist. Früher hat man anders gebaut, irgendwie greifbarer, direkter. Die Wohnung ist mir vertraut, weil ich jetzt viele Jahre hier verbracht habe. Meine ganze Geschichte hängt irgendwie an ihr: 1955 sind wir hier eingezogen, mein Mann und ich und unsere zwei Kinder . . . Menschlicher Kontakt ist sehr wichtig, und man braucht dieses Sich-aufgehoben-Fühlen. Ich kenne ja längst nicht alle Leute hier in der Siedlung, aber irgendwie vermittelt sie mir ein heimeliges Gefühl . . . Wissen Sie, die Zeit, die wir miteinander hier verbracht haben, die klebt irgendwie an diesen Wänden, die ganze Erinnerung.» (Mieterin, 67.)[7]

❺

Die «Schindelhäuser», von denen hier die Rede ist, insgesamt 150 Wohnungen, wurden 1918 von der Stadt Zürich erstellt. Die sechs Jahre zurückliegenden Abbruchpläne der Stadtverwaltung wurden vorerst zurückgestellt. Seit kurzem liegen sie aber wieder auf dem Tisch. Die Stadt hat gelernt, sie will heute nicht mehr selber bauen. Das Areal soll der Baugenossenschaft der Strassenbahner im Baurecht abgetreten werden. Ein Neubauprojekt besteht bereits.

Da die Neubaumieten gegenüber denjenigen bei einfacher Instandsetzung rund drei- bis viermal höher liegen, werden die derzeitigen Mieter ausziehen müssen. Nach offizieller Lesung ist das auch richtig so, denn die Stadtbehörde

❷ «Die Wohnung ist gemütlicher, vielleicht weil sie so altmodisch ist.» (5) Wohnzimmer innerhalb der Schindelhäuser an der Nordstrasse in Zürich

❸ Die Schindelhäuser: «Beschaulich liegen die Häuser da, abgeschirmt vom Lärm und von der Hektik der Stadt» (6)

❹ «Eine Oase für jung und alt.»
Fotos: Verein Schindelhäuser

❺ Brunneninschrift 1918, aus: Beat Bürcher, Wohnungsbau als kommunale Aufgabe, Werkbund-Material 80/1

möchte steuerkräftige Bewohner ansiedeln.

Die 319 Mieter der in den Jahren 1911 bis 1919 ebenfalls von der Stadt Zürich erstellten *Rietlisiedlung* wehren sich nicht gegen den Abbruch – das äussere Erscheinungsbild der Häuser ist geschützt –, sondern gegen eine Sanierung, welche «alles über einen Leisten schlägt und eine unerwünschte Vereinheitlichung (z.B. der Bäder, Küchen, Türen etc.) bringt».[8]

Die Mieter attestieren ihrer Siedlung eine «ausgesprochen gemütliche wohnliche Atmosphäre», eine Bauweise, die «trotz ihrer Einfachheit eigentliche künstlerische Qualitäten aufweist» und «grosszügig bemessene Grünflächen und Baumgruppen umfasst». Sie sehen durch die Sanierung die «anziehende Individualität und den wohnlichen, liebenswerten Charakter» und «eine durch Jahre und Jahrzehnte gewachsene Siedlungs- und Quartiergemeinschaft verständnislos und rücksichtslos zerstört». Ausserdem könnte mehr als die Hälfte der Bewohner die kalkulierten Neumieten nicht mehr bezahlen. Sie wollen keinen «sterilen und unpersönlichen Neubaukomfort». «... in langen Mieterjahren erfolgte individuelle Einrichtungen und kleine Veränderungen der Wohnungen gehen verloren. Und damit auch der Anteil des unmittelbaren Lebensumfeldes, den man selber geprägt hat, und der daraus resultierende Rückhalt.»

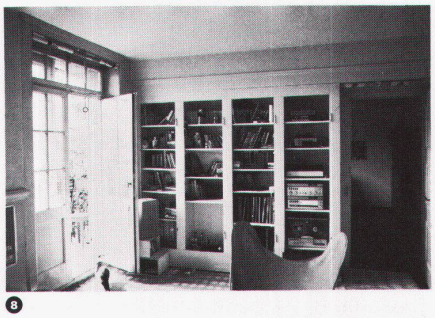
Auch diesen Mietern geht es um eine Renovation, die vom Zustand der einzelnen Wohnungen ausgeht und von den Vorstellungen ihrer Mieter, einer «rollenden Renovation» unter Beizug des Quartiergewerbes statt eines Generalunternehmers. Sie fordern Mietsprache der Mieter.

Zwei Beispiele für viele. Das Gemeinsame: Hier wehren sich Mieter für Wohnqualitäten, die nicht «ersetzbar» sind: niedrige Mietkosten, um überhaupt am Ort bleiben zu können, und die Vertrautheit der gegenwärtigen Umgebung. Beides ist entscheidend für das soziale Gefüge, zu dem man gehört, das man mitträgt und von dem man sich getragen fühlen kann, die individuelle und soziale Geschichte, die eigenen Nutzungsspuren, die von Wohnung und Quartier mit aufbewahrt werden, die hohen ästhetischen und sozialen Gebrauchswerte der Wohnungen und der Umgebung. Für die Jüngeren zählen auch das Einziehen in Gewordenes, das Spüren von Kontinuität am Ort, die Spielräume und individuellen Ausdrucksmöglichkeiten des eigenen Wohnverhaltens, der Verzicht auf hohen technischen Komfort als bewusste Einstellungsveränderung. Sie wehren sich gegen eine Trivialisierung ihrer Lebensverhältnisse.

Es ist 10 Jahre her, seit die Untersuchung von ETH-Studenten «Göhnerswil, Wohnungsbau in Kapitalismus»[9], und der Film von Kurt Gloor «Die grünen Kinder» ausgedehnte Auseinandersetzungen auslösten. Auch die Vorstadt des Berner Bethlehemquartiers ist mittlerweile seit 10, z. T. 20 Jahren bewohnt. Wie haben sich die Leute inzwischen eingerichtet? Was für Lebens- und Überlebensstrategien haben sie entwickelt? Was

6

7



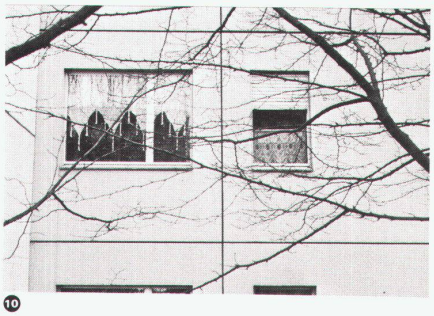
8

9

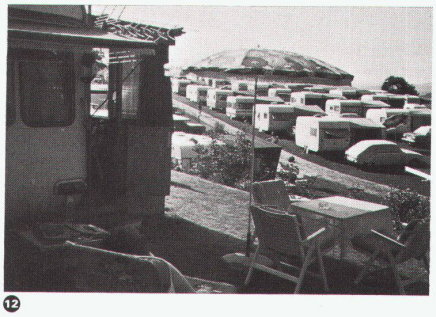
6 7
Hof in der Rietli-Siedlung in Zürich

8
«Wir wollen keinen sterilen Neubaukomfort»

9
Treppenhaus.
Fotos: Rietli-Verein


10

11


12

13

14

halten sie von den Bauten, die sie bewohnen?[10]

«Die Gärten sind toleriert», sagen die Leute in Volketswil. Denn dem vom Eigentümer verwalteten Abstandsgrün zwischen den Blöcken werden da und dort über das Ausmass der üblichen Gartensitzplätze hinaus unterschiedlich grosse Stücke zusätzlich abgerungen, mit Pfosten, Pflanzen und Zäunen markiert, mit eigener Gestaltung und Nutzung erobert. Blumenfenster und Ziervorhänge direkt neben oder über den Hauseingängen, auf das Existenzminimum geschrumpfte «Vorgärten mit individuell gestalteter Haustüre», wie sie sonst bei Reihenhäusern zu finden sind, haben offenbar Selbstdarstellungsfunktion: «Hier wohnen wir!»

Vielen genügt der zur kleinen Idylle ausgestaltete Gartensitzplatz nicht. Auf den Parkplätzen zeugen Wohnwagen und Wohnmobile von der Suche nach Freiräumen ausserhalb des Quartiers. Sie flüchten am Wochenende auf den Zeltplatz oder in den als Ferienhaus fest installierten und selber ausgestalteten Wohnwagen. «Am Wochenende trifft sich die Kolonie auf dem Zeltplatz am Murtensee.»

Die Leute erbringen offenbar grosse Anpassungsleistungen, um sich am als unausweichlich empfundenen Wohnort wohl fühlen zu können, Leistungen, die sofort zusammenbrechen, sobald sich eine Alternative zeigt.

Die entschiedenste Flucht ist der Wegzug. Die Umzugquote in diesen Quartieren ist hoch, 10–15% im Jahr. «Die Aktiven, die sich engagieren, wechseln am häufigsten, ein Problem für all die Selbsthilfegruppen und -vereinigungen hier». «Solche Quartiere sind Durchgangsstationen auf dem Weg in die Stadt, Wartepositionen für den Sprung in ‹bessere› Quartiere.»

Die Karte der Wohnstandortwünsche zeigt für das Quartier Bethlehemacker (Bern): kein «Hinziehen», wenig «Bleiben», stark «Fortziehen».[11] Die Wegzüge bewirken eine Entmischung der Bevölkerung. Die Zahl der hilfsbedürftigen Leute im Quartier steigt. «Die Ärmeren und die Ausländer bleiben.»

Der Flucht nach aussen, weg vom Quartier, entspricht der Trend nach innen, ins Private, in die eigenen vier Wände. Man versteht sich nicht als Teil eines sozialen Gefüges, das ein solches Quartier eigentlich darstellen könnte. «Ab fünf Uhr sehen Sie überall den Fernseher laufen.» Andere Formen der Freizeitbeschäftigung können aber in der Wohnung kaum stattfinden. Sie werden dann ausserhalb organisiert. «Aber leider muss dann alles reglementiert werden, die Öffnungszeiten, die Zulassung zu bestimmten Räumen.» Die Gefahr ist gross, dass sich immer wider rigorose Ordnungsvorstellungen durchsetzen: «Wenn da jeder käme.»

Gemeinsame Aktionen der Bewohner sind eher selten und stellen ausserordentliche Anforderungen an das Durchstehvermögen der Beteiligten. «Kontinuität in den verschiedenen Gruppen aufrechtzuerhalten ist schwierig. Die Leute sind allenfalls für punktuelle Aktionen zu gewinnen.» Wenn es um Kinder geht, engagieren sich die Leute noch am ehesten.

Im Quartier Bethlehemacker bei Bern wurden letztes Jahr eines Morgens Schlittelhügel weggetraxt. Damit der grosse Rasenmäher endlich eingesetzt werden könne. Beschluss der Umgebungskommission. Hier haben sich die Bewohner spontan organisiert. Die Petition war erfolgreich. Der Trax hat die Hügel wieder zurechtgeschaufelt. Sogar

10
Siedlung in Volketswil: Fenster

11
Wohnwagen im Wohnquartier

12
Wohnwagenquartier.
Foto: W. Schneider

13 14
Gartensitzplätze

eine kleine strukturelle Verbesserung war zu erreichen: Seit der Aktion sind die Bewohner mit zwei Vertretern in der Umgebungskommission und damit informiert. Deshalb konnten sie auch frühzeitig den Kampf gegen die Überbauung der Spielwiese – ein privates Altersheim war geplant – aufnehmen. Die Flugblattaktion einer Bewohnergruppe und eine anschliessende Petition konnten die Entscheide der politischen Instanzen beeinflussen. Die Wiese bleibt. Solche Erfolgserlebnisse sind wichtig. Sie verhindern Resignation und Lethargie.

Resignation: «Die Verwaltungen haben oft den längeren Atem», und die Bewohner zerfallen leider häufig in mehrere Lager, vor allem, wenn es ums Auto geht.

In Volketswil haben z.B. 1980 einige Bewohner die Initiative für Verkehrsberuhigungsmassnahmen für eine gefährliche, vom Durchgangsverkehr benützte Sammelstrasse ergriffen. Die zuständigen Instanzen konnten bewogen werden, ein entsprechendes Projekt auszuarbeiten. Die Bewohner ausserhalb des betroffenen Quartiers sahen sich in ihrer individuellen automobilistischen Bewegungsfreiheit eingeschränkt. Die Mehrheit der Gemeindeversammlung lehnte trotz Aufklärungsarbeit mit selbstgebautem Modell im März 1982 das Projekt ab.

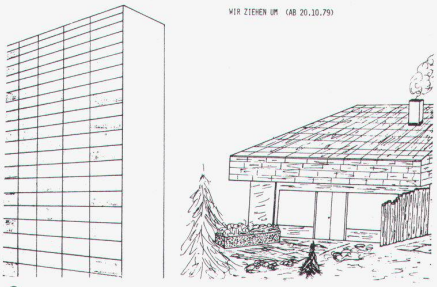
Ein typisches Bild für die gebrochene, auch baulich gebrochene Teilnahme: Bewohner, die vom Hochhausfenster oder -balkon mit dem Feldstecher das Grümpelturnier ihrer Kinder verfolgen; mit offensichtlichem Interesse, aber zum Mithelfen bei der Organisation waren sie nicht zu gewinnen . . . und eine charakteristische Antwort auf die Frage nach Beteiligung: «Ich han eigentlich nu wele go luege . . .»

Aber es ist nicht nur der Wohnalltag, der die Leute zermürbt: Eine Verkäuferin in der Vorortsfiliale eines Grossverteilers: «Wissen Sie, wenn man arbeitet, ist man abends so fertig, man mag einfach nicht mehr.»

Welche Wohnqualitäten suchen, brauchen, vermissen Bewohner von Quartieren wie Sonnenbühl, Gäbelbach, Bethlehemacker und von vielen anderen? Offenbar fehlt es einmal an Aus-

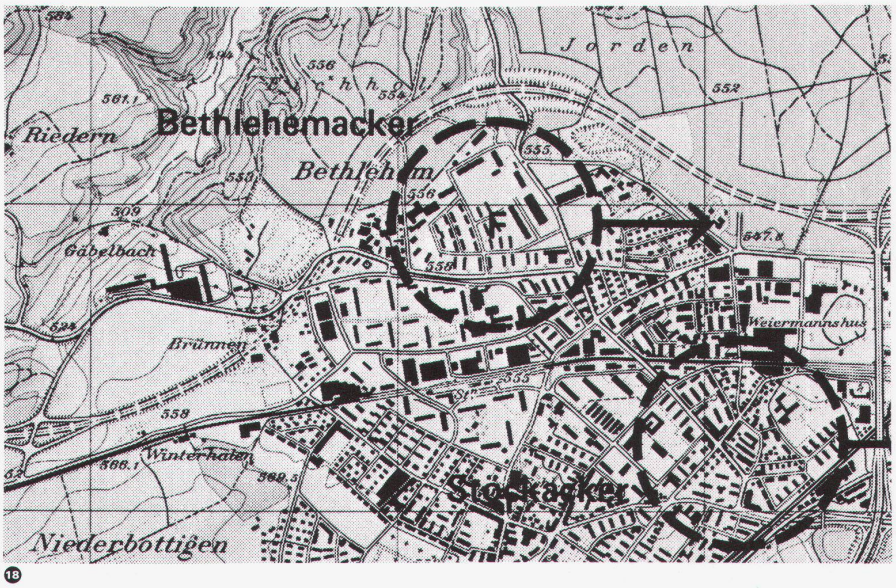
15

17



16

19



18

15
Quartier Bethlehemacker, Bern.
Foto: Gemeinschaftszentrum Bethlehemacker

16
Umzuganzeige

17
«Mir wei üsi Högerli zrugg»

18
Kartenausschnitt aus Docu-Bulletin 1/1982: «Kein ‹Hinziehen›, wenig ‹Bleiben›, stark ‹Fortziehen›»

19
Ifangstrasse, Volketswil: Bewohnerinitiative für Verkehrsberuhigungsmassnahmen trotz Öffentlichkeitsarbeit von Gemeindeversammlung abgelehnt. Foto: R. Mörker

drucksmöglichkeiten inner- und ausserhalb der Wohnung. Das Bedürfnis, tätig zu werden, über einen kleinen Teil der Umgebung selber zu verfügen, muss anderswo realisiert werden. Es fehlt aber auch an den baulichen und organisatorischen Vorgaben für den Aufbau sozialer Gefüge. Damit werden die wesentlichen Bedürfnisse, die im Wohnen zum Ausdruck kommen möchten, von der Produktion und Verwaltung von Trivialarchitektur nicht berücksichtigt, ja sogar verschüttet. Und es stellt sich die Frage, ob die in Anpassungsleistungen gebundene Energie nicht individuell und sozial sinnvoller eingesetzt werden könnte.

Einige Feststellungen und Folgerungen

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass das Konzept von «Raum und Zeit» der Moderne wenig Resistenz dagegen aufwies, von der Ökonomie vereinnahmt zu werden, ja es übersprang sogar bereits als unverschlissenes Konzept die Ebene konkreter Erfahrung der Leute.

Aldo von Eyck stellte diesem Konzept denn auch bereits in den fünfziger Jahren folgende Überlegungen gegenüber: «Was *Raum* und *Zeit* als abstrakte Begriffe auch immer bedeuten, *Ort* und *Ereignis* bedeuten mehr. Denn Raum im Bilde des Menschen bedeutet Ort, während Zeit im Bilde des Menschen Ereignis bedeutet.»[12] Damit holt er Architektur wieder in den Bereich sinnlicher, alltagsgeschichtlicher Erfahrbarkeit herein.

Ähnliches postuliert Charles Moore in seinem Buch «Architektur für den einprägsamen Ort»[13] am Beispiel des Kindes, das mit seinem Stecken am Gartenzaun seiner Umwelt nach eigenem Rhythmus und Tempo seine «Musik» macht. Gebaute Umwelt und ihre Verwaltung sollen Zusammenspiel ermöglichen, stimulieren, handelnd erfahrbar werden. Sie sollen Vorgaben liefern, die erlauben, durch die eigene Wohnbiographie und die eigenen Nutzungsspuren auch den nur gemieteten Raum zum eigenen einprägsamen Ort zu machen.

«Kulturelle Identität entsteht dadurch, dass die Traditionen des Ortes im Licht der persönlichen Erfahrungen und Bedürfnisse interpretiert werden.»[14]

Hier sei eine Zwischenbemerkung erlaubt: Wer heute ungeduldig nur in der Geschichte der Profession gräbt, in ihrer bildungsgeschichtlichen Tradition, überspringt die reale Geschichte der Nutzer, bringt sie einmal mehr um die Chance ihrer alltagskulturellen Identität. Muss nicht, bevor Geschichte mit grossem G gewonnen werden kann, zuerst diejenige mit kleinem g erst einmal *ermöglicht* werden?

Denn Entfremdung von der eigenen Lebensgeschichte zu überwinden bleibt eine umgreifende Forderung, über das Wohnen hinaus: «Wie man so und nicht anders geworden ist und weshalb man so und nicht anders geworden ist, dies durchsichtig zu machen, ist heute eine der wichtigsten kulturpädagogischen Aufgaben . . .»[15]

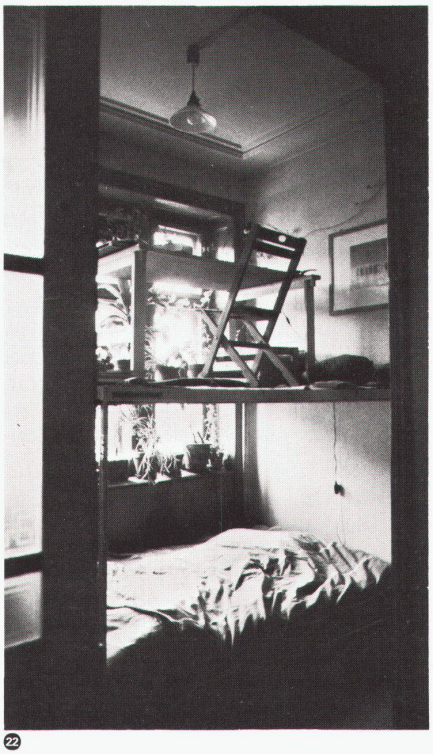
«. . mit zum Existenzminimum als unabdingbares Recht gehört die Ausdrucksmöglichkeit des Wohnens.»[16]

Die erwähnte Machtallianz von Investitionsinteresse, Produktion, Verwaltung und architektonischer Dienstleistung bringt die Nutzer um diese Möglichkeit, verursacht Sprachlosigkeit, enteignet die Sinne als Organe tätiger Erfahrung. Diese Sprachlosigkeit ist letztlich auch Ursache der immer wieder aus Umfragen hervorgehenden Wohnzufriedenheit: Durch die Zerstörung der Ausdrucksmöglichkeit im Wohnen ist die Äusserung von Unzufriedenheit unmöglich geworden.[17]

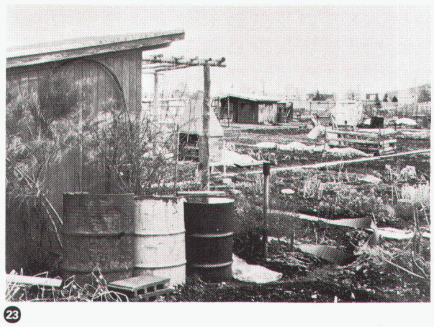
Wer von seinem Gartensitzplatz beim Wohnblock ins verwaltete Grün einen Pfosten einschlägt, einen Baum pflanzt oder einen Teich anlegt, wer im Schrebergarten und in der Wohnwagenburg Hütten und Veranden baut, wer sich ins hohe Altbauzimmer ein Arbeitsgeschoss einbaut, wer sein Chaotikon errichtet, wer Wohnungen in (seinen) Stand setzt, bringt – unter unterschiedli-

20

21



22



23

20–23
Zum Existenzminimum als unabdingbarem Recht gehört die Möglichkeit, dem Wohnen Ausdruck zu geben: Gartensitzplatz, Zimmer in abbruchbedrohten Häusern in Zürich, Schmide-Quartier, Schrebergarten

24
Chaotikon in Zürich 1981

24

chen Bedingungen und Zwängen, unter unterschiedlichen schichtspezifischen Prägungen – dieselbe Resistenz und Selbstbehauptung, dasselbe Bedürfnis nach Verfügung über ein Stück Umwelt und seine Ausgestaltungsmöglichkeit zum Ausdruck.

Und nicht nur das: Im Altbauquartier, sogar im entfremdeten Wohnen in der Trivialarchitektur der Vororte werden Bedürfnisse nach *gemeinsam* erfahrener Umweltgestaltung und -verbesserung manifest.

Punktuell wird die Erfahrung erkennbar, dass Flucht zwar individuell machbar ist, Umgestaltungen oder der Schutz vorhandener Qualitäten ausserhalb des Privaten aber gemeinsamer Anstrengungen bedürfen und – positiv – auch neuartige gemeinsame Erfahrungen vermitteln. Individuell erfahrene Entfremdung kann so abgebaut, eine neue Erfahrungstradition des Umgangs mit sich, den Mitbewohnern sowie der unmittelbaren und mittelbaren Umwelt aufgebaut werden.

Die Flucht in kleinbürgerliche Idyllen als Scheinwelt verächtlich abzutun oder sie umgekehrt als gelungene Anpassung an eine nicht zu verändernde Umwelt zu feiern, wäre den darin verborgenen Problemen gleichermassen inadäquat.

«Es gibt prinzipiell keine ‹falschen› menschlichen Bedürfnisse; ‹falsche› Befriedigungsangebote hingegen sind Tagesordnung.»[18]

In der kleinbürgerlichen Wohnkultur und in ihren Fluchtpunkten wird nicht nur Anpassung sichtbar, sondern auch Resistenz. Die Formen, die diese Resistenz annimmt, unter den heutigen Lebensumständen gezwungenermassen annehmen muss, ist aber wiederum von Vermarktung deformiert, zum mindesten davon bedroht. Soziale Energien sind sehr weitgehend verschüttet. Diese komplexen Sachverhalte zu entschlüsseln und für die Emanzipation auch der Bewohner von Trivialarchitektur fruchtbar zu machen; «die Erschliessung und Nutzbarmachung der ältesten und zugleich unerschöpflichen Energiequellen der Menschheit, nämlich der sozialen Aktivität und Energie», voranzutreiben[19], wäre die noch zu leistende Aufgabe.

Architektur, die diese Arbeit durch die Art ihrer Entstehung und Verwaltung nicht behindert, ja sie sogar fördert, möchte ich im Unterschied zur Trivial- als *Alltagsarchitektur* bezeichnen.

Im folgenden werden zwei Ansätze vorgestellt, die für den Umgang mit Altbauten und ihren Bewohnern und als Konzept für die Erarbeitung und den Betrieb neuer Bauten modellhaft sind. (Für die Sanierung von Trivalarchitektur siehe die Vorschläge von Lucien Kroll für Perseigne.)

Das Konzept schrittweiser Erneuerung von Altbauquartieren in Belfast

Grundlagen: Robert McKie, John Hendry, Belfast

Das Konzept zellenweiser und schrittweiser Erneuerung basiert auf Studien Robert McKies, die bis ins Jahr 1966 zurückreichen. Sie blieben jedoch zunächst Theorie, weil sie der damals üblichen Politik der Erneuerung durch Ab-

25

26

bruch oder Totalsanierung widersprachen.

«Schrittweise Erneuerung lässt sich definieren als ein kontinuierlicher Prozess kleinerer Wiederaufbau- und Renovierungsarbeiten, der die Lebendigkeit nachbarschaftlicher Zusammenhänge unterstützt und verstärkt als Antwort auf die sich im Laufe der Zeit entwickelnden Muster lokaler Bedürfnisse.»[20]

Die baulichen Eingriffe erfolgen erst aufgrund der abwägenden Kombination von zweierlei Abklärungen: die eine stellt den baulichen Zustand des Gebäudes fest, die andere erfasst die «Fitness» der Wohnung für den einzelnen Bewohner so, wie sie vom Bewohner selber beurteilt wird. Dabei werden drei Kategorien von Bindungen zwischen Bewohner und Wohnung unterschieden, nämlich enge Bindung, z.B. bei älteren, in der Wohnung und im Quartier verwurzelte Personen, mittlere und lockere Bindung. Letztere bedeutet die Bereitschaft, allenfalls die Wohnung zu wechseln. Sanierungen in Belfast ergaben, dass sich rund ein Fünftel der Bewohner in die Kategorie «enge Bindung» einordnen. Nur rund ein Viertel fielen in diejenige «lockerer Bindung».

Die Gegenüberstellung von Bewohnerbedürfnissen, wie sie sich in diesen Kategorien äussern, und den bautechnischen Abklärungen ergibt dann den Grad des baulichen Eingriffs. Dabei haben die sozialen Aspekte Priorität. So bleiben z.B. Substandardwohnungen, wenn dies den Wünschen ihrer älteren Bewohner entspricht, unzerstört. Es werden nur die notwendigen Reparaturen durchgeführt. Oder langjährige Mieter dürfen in ihrer Wohnung bleiben, auch wenn sie dadurch unterbesetzt ist. Über dem vom Bewohner gewünschten Standard zu renovieren wird als Verschleuderung von Mitteln bezeichnet. Die schrittweise Erneuerung erwies sich gegenüber der blockweisen als um 20% billiger. Die schrittweise Erneuerung ist, im Unterschied zur einheitlichen, blockweisen Sanierung ganzer Strassenzüge ein *dauernder* Erneuerungsprozess mit offenem Ende. Sie verlangt eine planmässige Verteilung der Erneuerungsarbeiten über grössere Zeiträume.

Das Verfahren erlaubt es, auch bei einer grösseren Anzahl von Wohnungen (Hornby Street Area: 415 Wohnungen) auf das soziale Gefüge und die Bedürfnisse der einzelnen Bewohner, ob Eigentümer oder Mieter, einzugehen, die Bewohner an der Erhaltung und kontinuierlichen Veränderung ihres Quartiers zu beteiligen. Es bedeutet ein Abrücken von den einmaligen grossen Eingriffen, von den scheinbar rationellen Lösungen, die bei uns immer noch üblich sind, zugunsten kleiner, angemessener, mit den Bewohnern ausgehandelter kontinuierlicher Reparaturen, Verbesserungen und Veränderungen.

Arbeitersiedlung Zelgli in Windisch

Metron Brugg/Windisch

Grundlage dieses Siedlungskonzeptes ist die Erfahrung und Einsicht, dass Wohnqualität nicht nur die sichtbaren, sondern auch die immateriellen Qualitäten wie Wohnsicherheit, Selbstgestaltung und Selbstverwaltung umfasst.[21]

Nach den Erfahrungen mit Reihenhaussiedlungen für Eigentümer der leicht progressiven Mittelschicht beabsichtigte die Metron mit der Siedlung Windisch III Wohnungen für Arbeiterfamilien zu bauen, wobei den Bewohnern auch als Mieter eigentümerähnliche Rechte zustehen sollten. Zwei Probleme waren dabei zu bewältigen.

– Die künftigen Bewohner waren für die Architekten von der sozialen Schicht her eine unbekannte Gruppe.

– Die Häuser sollten Mietwohnungen werden und nicht mehr Miete kosten als eine entsprechende Wohnung im Block.

Um die Wohnvorstellungen von Arbeitern zu ermitteln, ging der eigentlichen Projektierung eine längere Gesprächs- und Planungsphase mit Arbeitern, die gleichsam als «Stellvertreter» ihrer Schicht und der künftigen Bewohner wirkten, voraus. In Einzel- und Gruppengesprächen wurden Wohnverhältnisse besprochen und an Modellen Situationen, Grundriss- und Möblierungsvarianten erarbeitet. Das Ergebnis diente dann als Projektierungsrichtlinien für die Architekten.

Es zeigte sich, dass sich die Wohnvorstellungen der Arbeiter von denjenigen der Architekten in wesentlichen Punkten unterschieden: «Offene Grundrisse» sind unbeliebt, ebenso Bauten, die aussehen wie «Kosthäuser»; Arbeiter legen grossen Wert auf Ordnung. Ruhe und Privatheit sind wichtiger als kommunikatives Wohnen. Soziale Mischung ist nicht erwünscht. Hingegen stiessen Einfachheit und wenig Komfort, der gepflegte Rohbau» auf Anklang.

Träger der Siedlung ist ein aus Mitgliedern der Metron gebildeter Verein mit dem Vereinszweck: «... die Schaffung von Wohnungen, ... welche zu günstigen Preisen an Mieter zur Selbstverwaltung vermietet werden. Die Mieter dieser Häuser sollen gegen ungerechtfertigte Kündigung geschützt werden.»

Die Häuser sind nach herkömmlicher Auffassung bewusst karg und unfertig. Die Einsparungen eröffnen jedoch gleichzeitig Handlungsspielräume für die Bewohner. Diese haben «auf den Roh-

27

28

29

30

bau liebenswürdig reagiert» und sich inzwischen eingerichtet. Zurzeit werden mit dem Trägerverein zusammen die für die Selbstverwaltung nötigen Vereinbarungen entworfen und erprobt.

Die Siedlung ist unter verschiedenen Aspekten beispielhaft: sie gibt den Mietern Gelegenheit, individuell und gemeinsam Gestaltungs- und Verwaltungsfähigkeiten zu entwickeln und zu erproben, sie gewährt die dazu nötige Mietsicherheit, und sie bietet die Wohnwerte eines Reihenhauses zum Mietpreis einer Blockwohnung.

Gleichsam als Nebenprodukt stellt sie auch die herkömmliche Auffassung über das Zustandekommen von Architektur zur Diskussion. «Der Prozess zwischen Benutzer und Architekten prägt das Produkt, nicht der Architekt alleine.»[22] Das Produkt ist nie «fertig», sondern es verändert sich mit dem Benutzer. Damit wird festgestellt, dass «die Architektur immer bezogen ist auf ausserarchitektonische Werte, dass sie vom Wesen her nicht statisch, sondern prozessorientiert ist, und sie enthält schliesslich alle Formen der unmittelbaren Partizipation».[23] Die Baugestaltung gibt so in jedem Moment «Auskunft über den Handlungsspielraum, der den einzelnen eingeräumt wird».[24] H.H.

Anmerkungen

1 Tagung des Deutschen Werkbundes in Darmstadt, November 1981
2 Vortrag Claude Vaucher: SWB-Sektion Aargau, März 1981
3 Sigfried Giedion: Raum, Zeit, Architektur, Ravensburg 1965
4 Theodor Adorno: Funktionalismus heute, in: Ohne Leitbild, Frankfurt 1973
5 M. Imboden, L. Frascoli, U. Knapp: Wohnqualität, was ist das? «Tages-Anzeiger»-Magazin, 19. September 1981
6 «Die städtische Siedlung Nordstrasse», ein Handbuch des Schindelhäusservereins
7 «Tages-Anzeiger»-Magazin, 19. September 1981
8 Zitate aus Gesprächen mit Mitgliedern des Rietlivereins sowie schriftliche Unterlagen und Broschüren
9 Autorenkollektiv ETH Zürich: Göhnerswil, Wohnungsbau im Kapitalismus, Zürich 1972
10 Die Aussagen basieren auf Gesprächen mit Sozialarbeitern in Volketswil, Bern-Bethlehemacker und Bern-Gäbelbach. Dazu auch: G. Herrmann: Gemeinwesenarbeit in der Sozialplanung, Marburg 1974. B. Wehrli-Schindler, s. Huser-Oesch, H. Egli, P, Bakke, E. Grandjean: Wohnen im Neubau, Bern 1976. V. Mahlstein-Lang: Aspekte zur Gemeinwesenarbeit in der städtischen Agglomerationssiedlung, 1981
11 M. Geiger: Wo wohnen die Leute? Wo möchten die wohnen? Docu-Bulletin 1/1982
12 Stadt als Thema der Architektur, RWTH Aachen, Dezember 1980
13 Kent C. Bloomer, Charles W. Moore: Architektur für den «einprägsamen Ort», 1980
14 G. Blomeyer, B. Tietze: In Opposition zur Moderne, S. 17
15 G. Selle: Kultur der Sinne und ästhetische Erziehung, Köln 1981, S. 240
16 L. Burckhardt: Familie und Wohnung – zwei anpassungsfähige Systeme, in: «... und wie wohnst Du?» IDZ Berlin 1980
17 Ebenda, S. 55
18 Leo Balmer: Architektur heute, Kunstnachrichten 6/1981
19 M. Brändle: Thesen zur siedlungsbezogenen Sozialarbeit, Sozialarbeit 4/1982
20 Vortrag John Hendry, Belfast, Tagung «Architektur für den Alltag» des Deutschen Werkbundes, November 1981
21 Das anstössige Alltägliche, Vorträge von E. Meyrat-Schlee und C. Vaucher, Tagung «Architektur für den Alltag», a.a.O.
22 E. Meyrat-Schlee: Kooperatives Planen, Bauen, Wohnen aus Bewohnersicht, Vortrag Architektenkammer Bremen, Januar 1982
Arbeiterwohnungen, eine soziologische Voruntersuchung im Raum Brugg, Metron 1980
23 E. Huth: Ansätze und für die Beteiligung und Mitbestimmung von Kindern an der Gestaltung von Wohn- und Lebensbereichen, in «... und wie wohnst Du?» IDZ Berlin 1980
24 J. Bohning: «Autonome Architektur» und «partizipatorisches Bauen», Basel 1981

25 26
Schrittweise Erneuerung in der «Housing Action Area» in Belfast, entsprechend den theoretischen Grundlagen der Architekten Robert McKie und John Hendry, aus: werk und zeit 2/1981

27
Metron: Arbeitersiedlung Windisch III, Nutzungsspurer im Eingangsbereich

28
Perspektive des Eingangsbereichs

29 30
Ausdrucksmöglichkeiten des Wohnens in Windisch III